

Ausgewählte Novellen

Ompteda, Georg

Stuttgart, 1923

Nerven

Nerven

Im Dienstalter jünger als ich, war Graf Morsum Einjähriger bei meiner Schwadron. Er fiel mir sofort auf durch seine ausgesprochene Reitanlage bei langem, flachem Oberschenkel, weitem Spalt, dazu etwas Geschmeidigem im Sitz.

Ich war Rekrutenoffizier und gab mir besondere Mühe mit seiner Ausbildung, ja im Frühjahr setzte ich ihn öfters einmal auf eines meiner eigenen Pferde.

Wenn bei solchen Ritten die Tiere mit langen Zügeln Schritt gingen, fingen wir an zu erzählen. So erfuhr ich seine häuslichen Verhältnisse. Sein Vater saß daheim in Ostfriesland auf seinem Schlosse und kümmerte sich nicht viel um den Sohn, der ein eigenes Vermögen von seiner verstorbenen Mutter her besaß. Fritz Morsum konnte tun und lassen, was er wollte.

Ich redete ihm zu, ganz bei uns zu bleiben, doch er schien andere Pläne zu haben. Der Sommer verstrich, und der Herbst kam. Nach den Herbstübungen wurden die Einjährigen entlassen. Beim Abschiede fragte ich Graf Morsum, ob er nicht dennoch übertreten wollte, denn wir Offiziere hatten den bescheidenen netten jungen Mann gern. Leider bekam ich wieder einen ablehnenden Bescheid.

Zwei Jahre war ich zur Reitschule nach Hannover befehligt. Als ich zum Regiment zurückkehrte, war er schon

Leutnant der Reserve und machte gerade seine erste Frühjahrsübung. Nun kamen wir uns schnell näher, nannten uns bald du, und ich wiederholte meine Aufforderung, er, der so gut zu uns passe, möge doch übertreten. Wie ich gar nicht locker ließ, rief er schließlich:

»Unmöglich! Ich habe einen Grund, den ich dir nicht mitteilen kann.«

»Du hast mir doch gesagt, mir würdest du alles sagen können?«

Er schüttelte den Kopf:

»Das nicht!«

Seine Dienstleistung beim Regiment neigte dem Ende zu. Da erschien er einmal, während ich eine Abteilung Fußdienst machen ließ, auf der Reitbahn meiner Schwadron mit einem Pferde, das ich nicht kannte. Er erzählte, er habe die Stute eben gekauft und fragte mich nach meinem Urteil. Inzwischen war mein Dienst zu Ende. Mein Freund ritt im Schritt das Viereck hinab, trabte an, ging auf die andere Hand und sprengte zum Galopp an. Die Stute ging tadellos. Während ich zuschaute, war der Kommandeur dazugekommen. Sein sicheres Auge erkannte das neue Pferd:

»Das ist ja ein sehr anständiger Gaul! Wo haben Sie die Stute her?«

»Ich habe sie gestern gekauft, Herr Oberst. Sie ist in Ostpreußen gezogen.«

Nun gab sich mein Freund besondere Mühe, war doch der Oberst ein bekannt guter Reiter.

In der Mitte der Reitbahn stand eine feste Bretterwand von ansehnlicher Höhe. Darauf führte Graf Morsum seine Stute zu, um nun auch zu zeigen, daß der Gaul ein guter Springer sei. Als er aber eben zum Sprunge sich

hätte heben sollen, stand er wie angenagelt. Der Reiter kippte vornüber, wendete das Pferd, drückte es an die Zügel und ritt zum zweitenmal an.

Und dieses Mal gab er ein paar scharfe Eisen. Das Tier, das abermals hatte stehen bleiben wollen, hob sich, stieß mit den Vorderbeinen an, und im gleichen Augenblick berührte seine Nase den Sand. Morsum fiel auf die vorgestreckten Hände. Die Stute erhob sich, stemmte alle viere in den Sand, schüttelte sich wie ein Hund nach dem Bade, daß die Sattelblätter klapperten, die Zügel klirrten und ließ sich willenlos beim Zügel nehmen.

Der Sturz hatte recht böse ausgesehen, aber Fritz Morsum saß sofort auf und teilte die Zügel. Er wußte, jetzt galt es, so lange zu springen, bis das Tier glatt hinüberkam: Erziehung für Pferd wie Mensch. Freilich war er weiß geworden wie eine Kalkwand. Doch schon ritt er neu an. Er holte etwas weiter aus, auf den Rat des Kommandeurs, der jetzt sozusagen Reithunde hielt. Die Stute kam heran und wurde sichtlich kürzer, so daß unser Oberst ungeduldig rief:

»Na, nu Feuer dahinter!«

Der Gaul suchte dem Gebiß auszuweichen und gegen die Schenkel anzudrängen, hob sich aber doch.

»Na ja — nu Kopf frei!«

Aber wieder klappte die Stute an, überschlug sich, und diesmal kam Graf Morsum nicht schnell genug aus dem Sattel, so daß ihm beim Sturz die Kruppe auf den Unterschenkel fiel. Wir sprangen beide zu, um den Reiter frei zu machen. Und der Kommandeur sagte besänftigend:

»s ist nichts. Wir wollen den Schinder schon in Ordnung bringen. Diesmal springt er.«

Es schien in der That nichts zu sein. Morsum ging auf sein Pferd zu, obgleich trotz Anspannung aller Nerven, es sich nicht anmerken zu lassen, das starre Entsetzen aus seinen Augen sprach. Er war grünlich gelb im Gesicht, so daß ich sagte: »Ihm ist schlecht!«

»Was wollen Sie denn? Da sitzt er ja wieder oben!«

Nun sollte erst gesehen werden, ob das Pferd etwa lahm sei. Morsum trabte seinen Gaul ab. Der Oberst beobachtete:

»Er schont nicht! Also, nu gleich wieder 'rüber mit dem Schinder! Das wäre doch der Teufel, wenn die Bestie nicht spränge. Es ist nichts besser für einen Gaul, als wenn er mal tüchtig fällt. Das merkt sich so ein Tier. Nu legen Sie mal einen Zirkel an . . . Nu eine Bolte . . . Nu kommen Sie mal ganz nahe hier vorbei . . . So ist's recht . . . So ist's gut.«

Jedesmal, wenn die Stute sich dem Hindernis näherte, schnaubte sie. Als Morsum anritt, rief unser Kommandeur:

»Los jetzt! Aber ein bißchen dalli! dalli!«

Die Stute sprang, klappte mit allen vier Hufen an, konnte beim Landen auch, wie wir zu sagen pflegten, ihre Beine nicht auseinander fügen', aber sie war drüben.

»Nu loben. Nu ist's gut,« meinte der Oberst und ging ins Kasino.

Fritz Morsum hatte sein Pferd abgegeben. Als ich ihn den Sand vom Rock klopfte, merkte ich, daß er zitterte.

Bald saßen wir bei einem Glase Sherry und einem Butterbrot. Es waren nur noch zwei andere Herren anwesend. Der Kommandeur fand ein freundliches Lob für den jungen Reiter, das Morsum, rot werdend, hinnahm.

Der Oberst sagte:

»Ja, ja, meine Herren, fallen müssen wir Reiter lernen, obgleich es nicht immer angenehm ist. Ich erinnere mich

mancher alten Reiterseele, die viel und unglücklich gefallen war und dann schließlich die Nerven verloren hatte.«

Wir aber wußten, bei diesem Manne hier, dem schon Silberfäden das Haar durchzogen, hatten wir etwas von ‚Nerven‘ noch nie bemerkt.

Der Kommandeur fuhr fort:

»Wer keine Nerven hat, hat eben Glück entwickelt. Ich bin immer glücklich gefallen, aber ich habe doch einmal in meinem Leben gemerkt, was Nerven sind. Es gibt da Leute, die stellen das auf einen Standpunkt mit Feigheit. Unsinn. Feigheit nenne ich, wenn jemand Nerven hat und sie nicht bändigt. Nerven an und für sich kann man sehr wohl haben, und eine Schande ist's so lange nicht, wie man über den inneren Schweinehund Sieger bleibt. Wer vermöge seiner Veranlagung nie an eine Gefahr denkt, dessen Verdienst ist es nicht, wenn er im Augenblick der Gefahr sich ‚tapfer‘ zeigt, weil er sich vielleicht höchst mollig fühlt. Wenn dagegen einer, dem die Nerven ausgehen, mit keiner Miene zuckt: das nenne ich Mut. Also, was ich andeutete. Ich führte 1870 eine Schwadron. Wir standen bei — ja, weiß der Teufel, ich glaube Bezons hieß das Nest. Ein Stück von mir hielt eine Schwadron Kürassiere. Wir waren, wie es damals noch jedesmal besonders angeordnet wurde, Artilleriebedeckung. Wenn man was zu tun hat, ist's was anderes. Aber halten bleiben und sich beschießen lassen! Kurzum, uns gegenüber war eine französische Batterie aufgefahren und fing zu feuern an. Bum! — kam so 'n Ding über unsere Köpfe weg. Hinter uns kreperte es. Bum! Der nächste Schuß fiel vor uns, daß wir deutlich sahen, wie Erde und Rauch sich mischten. Ich hielt ein Stück vor der Schwadron mit meinem Trompeter. Der folgende Schuß

saß wieder hinter uns, aber schon verflucht nahe. Und der übernächste Schuß wieder vor uns, eigentlich bedenklich nahe. Da wurde mir's klar, die Kerls drüben schießen die sogenannte große Gabel, wie der Artillerist sagt, und dann die kleine Gabel, und dann schmeißen sie uns so 'n Bonbon mitten in die Schwadron hinein.

Wie nun ein Sprengstück meinen Trompeter neben mir aus dem Sattel riß, sehen Sie, meine Herren, da hatte ich so was wie Nerven. Ich wußte, jetzt kommt's, und dem entgehen wir nicht. Ich habe mir's natürlich nicht merken lassen. Aber ich ritt zu dem Rittmeister von der Kürassierschwadron. Und beinahe zugleich fragten wir einander, ob's denn nicht besser wäre, uns mehr seitwärts von der Batterie aufzustellen, um nicht gerade Kugelfang abzugeben. Schnell kamen die Kommandos, und, weiß der Teufel, beinahe hätte ich die Bewegung im Galopp ausführen lassen. Aber da die Kürassiere nur Trab ritten, ritten wir auch Trab. Eine halbe Minute später kreperte wieder so ein Ding. Es hätte mitten in der Schwadron gefessen.«

Der Oberst stand auf. Er sagte noch im Gehen:

»Wissen Sie aber, was das Ulfige dabei war? Später gestand mir der Kürassier, er wäre auch gern fortgeritten mit seiner Schwadron, aber er hätte sich geschämt vor mir.«

Der Oberst grüßte und verschwand.

Als ich mit Fritz Morsum nach Hause ging, sagte er, die Geschichte sei ihm aus der Seele gesprochen.

Ich fragte ihn noch, was ihm eigentlich geschehen wäre, er hätte so blaß ausgesehen. Aber da meinte er sofort:

»Blaß? O nein! . . .«

Aber er war doch blaß gewesen.

* * *

Das Jahr darauf war Frits abermals eingezogen. Im Regimentsrennen wollte unser Rittmeister ein Pferd reiten, das kaum Siegesaussichten besaß. Aber seine Frau, die gerade erwartete, geriet außer sich über diesen Gedanken. Sie barmte, er würde sich das Genick brechen. Der Rittmeister nun, gab wegen des Zustandes seiner Frau nach.

Kurz vor dem Rennen kam er zu Frits Morsum:

»Wollen Sie meinen Fuchs reiten?«

Morsum besaß das nötige leichte Gewicht, so konnte er kaum ausschlagen. Er nahm an. Das Tier war — und darin bestand der Hauptgrund, weshalb die Dame ihren Mann nicht darauf im Sattel sehen mochte, ‚die reine Fallmaschine‘. Morsum wußte das nicht. Aber als er sich abwiegen lassen wollte, sagte ein Ulan aus einer Nachbargarnison:

»Wenn Sie nicht beim ersten Hindernis liegen, wette ich, beim zweiten. Ich habe nämlich das Mas bis zum Herbst im Stall gehabt.«

Morsum war wieder bleich geworden. Die Reitpeitsche in der Hand, fragte er mich allerlei mit unsicherer Stimme, ohne die Antwort abzuwarten: ob es nicht besser sei, das Tier auf Randare zu reiten, ob der Gaul zum Ausbrechen neige, ob man ihn scharf beim Kopfe nehmen müsse wegen des Fallens.

Ich sagte:

»Ach, warum sollst du gleich liegen? Aber wie siehst du aus? Ist dir nicht wohl? Ein Rennen sollte man nur reiten, wenn man gesund ist.«

Doch er wollte nichts davon wissen. Ich mußte mich, da ich selbst mitritt, um mein eigenes Pferd kümmern. Beim Ablauf sagte der kleine Ziesow, der womöglich im Rennen noch Unterhaltung machte, zu Frits:

»Morsum, du siehst ja aus wie Dünnbier und Spucke.«

Da ließ auch schon der Major, der den Ablauf leitete, das Taschentuch sinken. Das Rennen begann. Das Gangmaß war gemütlich, und ich legte mich neben Morsum zurecht. Vielleicht konnte ich mit meinem alten todsicheren Springer den Freund über die Hindernisse führen. Zuerst kam eine Steinmauer. Ziesow rief:

»Kinder, einheizen, daß die Damen was zu sehen kriegen!« Morsum, der für ein scharfes Rennen sorgen sollte, war wie der Teufel vorn. Der Fuchs nahm die Mauer willig und glatt. Nun kam eine Hecke mit Koppelriß, ein Graben dahinter. Der Fuchs flatterte, aber Friß zwang ihn hinüber, nur blieb das Tier mit den Hinterbeinen hängen und — fiel.

Als ich hinterher sprang, wäre ich beinahe auf Morsum gelandet, der neben dem Gaul auf dem Gesicht lag.

Ich ritt mein Rennen schlecht und recht nach Hause, gab den Gaul ab und lief nach dem Graben. Unser Assistenzarzt untersuchte den Gestürzten:

»Oberschenkelbruch. Ich werde einen Notverband anlegen.«

Morsum verzog keine Miene. Ich wischte ihm Erde von der Stirn, die einige Schrammen aufwies.

Die Sache dauerte ihre übliche Zeit. Schmerzen hatte Morsum kaum, doch als er geheilt war, ging er lahm. Damit war seiner reiterlichen Laufbahn ein Ziel gesetzt.

Ich hatte erwartet, er würde es sehr schwer nehmen; merkwürdigerweise schien er nicht besonders niedergeschlagen. Ja, ich fühlte, er freute sich, des Dienstes ledig zu sein, mochte es nur nicht eingestehen.

Als ich ihn an die Bahn begleitete, sagte ich:

»Du hast dich merkwürdig gut in dein Schicksal gefunden. Na, Willenskraft besitzest du. Wie du deinen Schmerz ver-
bissen hast, als du da in dem Graben saßest, das war groß-
artig. Wir haben dich alle bewundert.«

Er fragte erfreut:

»So, habt ihr das?«

»Ja, es muß doch höllisch weh getan haben?«

»Es tat sehr weh!«

Dann dampfte er davon.

* * *

Jahre waren vergangen. Wir schrieben uns ab und zu,
aber mit der Zeit hörten unsere Briefe auf. Inzwischen
trat eine große Wandlung in meinen Leben ein. Mein
Vater starb. Ich mußte das Gut übernehmen.

Nun ich allein war, erinnerte ich mich — selbstüchtig,
wie man ist — wieder meines alten Freundes und schrieb
ihm, er möchte mich doch einmal besuchen.

Er kam. Aber er schien eigentümlich verändert. Übrigens
war es mit seiner Lahmheit nicht schlimm, konnte er doch mit
mir auf die Jagd gehen. Die Abende saßen wir in meinem
Zimmer und schwatzten vom Regiment. Wir sprachen
wieder von seinem Sturze beim Regimentsrennen, und ich
lobte noch einmal sein Verhalten. Doch er antwortete erregt:

»Ich kann mir nicht denken, daß ich eine gute Rolle ge-
spielt hätte.«

»Doch! Und dann, allen Schneid in Ehren, aber wenn
man vorher weiß, daß so ein Luder wie der Fuchs hin-
schmieren muß, ist's doch schließlich kein besonderes Ver-
gnügen, seine Knochen zu riskieren, nur, weil die Gattin
des Besitzers die ihres Mannes nicht dranhegen will!«

»Ja, aber solche Ansichten darf man nicht äußern.«

»Warum denn nicht?«

»Nein, denn das wäre doch . . . 'ne . . .«

»Mangel an Schneid? Nee.«

Fritz blies stumm den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. Nach einer Weile fragte er:

»Weißt du noch, wie uns der Kommandeur die Geschichte von siebzig erzählte? Da sagte er doch, wer gar keine Nerven hätte, der hätte überhaupt keinen richtigen Mut, sondern einer, der Nerven hätte, aber sie beherrschte, der wäre der eigentlich Mutige.«

»Gewiß.«

Fritz fragte gedehnt:

»Glaubst du, daß er damit recht hatte?«

»Selbstverständlich! Eine ungeprüfte Tugend ist keine Tugend. Weil jemand nicht gestohlen hat, ist's noch sehr die Frage, ob er nicht zum Dieb wird, wenn er nichts zu essen hat. So ist's mit dem Mute auch.«

Unser Gespräch erstarb. Ich war müde, warf den Zigarrenstummel in den Aschenbecher und wollte gute Nacht sagen, da bat Fritz:

»Ich möchte gern etwas Wichtiges mit dir besprechen.«

Nun konnte ich doch unmöglich sagen: »Alter Kerl, wir lassen's auf morgen!« Ich setzte mich also in meinen Lehnstuhl zurück. Fritz begann. Was er mir mitteilte, war so, daß mich nach den ersten Sätzen schon alle Müdigkeit verließ und ich ihm mit tiefer Bewegung zuhörte:

»Du hast erklärt, daß du der gleichen Ansicht bist wie unser Oberst, weißt du, mit der . . . ich will's mal Feigheit nennen. Du wirfst mich also nicht anders ansehen, wenn ich gestehe: ich hatte Nerven. Nennen wir's einmal, wie ich's

vor mir selber nannte, geradezu Furcht. Wenn mein Wille nicht stark gewesen wäre, ich hätte einfach gesagt: ‚Nehmt mir den Reserveoffizier, verachtet mich, aber ich springe nicht!‘ Sobald ich der Gefahr gegenüberstehe, wird mein Hemd naß. Nur gelang es mir noch immer, mich zu beherrschen. Und doch damals, als mich der Kommandeur springen ließ: wäre das Tier ein viertes Mal gefallen, ich hätte den Gehorsam verweigert. Ich habe nie Mut, ich habe nur Willen.

Nun habe ich mir allerlei zurechtgelegt, um vor mir selbst zu bestehen. Sieh mal, es gibt gewisse Sachen, zu denen gehört ein Mut, den Reiter wieder nicht unbedingt haben. Kann man's zum Beispiel Furcht nennen, wenn du dem Löwenbändiger, der zu dir sagt: ‚Kommen Sie ruhig mit in den Käfig, es geschieht Ihnen nichts‘ antwortest: ‚Fällt mir nicht im Traume ein! Der Löwenbändiger wird dich für feige halten.

Oder du kommst bei einer Bergbesteigung an eine sehr böse Stelle; die Führer sagen: ‚Es kann Ihnen nichts passieren!‘ Trotzdem magst du nicht über den messerscharfen Eisgrat hinweg. Dann bist du in den Augen der Führer ein Feigling.

Was ist also Feigheit, was ist Furcht? Es ist doch alles nur relativ! Ich glaube, wenn nicht etwas in mein Leben getreten wäre, das ich dir jetzt offenbaren will, so hätte ich auch dir, zu dem ich das größte Zutrauen habe, meine Schwäche nie eingestanden. Ich bin nämlich in eine Angelegenheit verstrickt, aus der ich nicht wieder herauskomme — wenigstens nicht lebend. Ich bin sozusagen zum Tode verurteilt.«

Ich schlug die Hände zusammen:

»Aber nun hört's auf. Was hast du nur heute abend?«

»Bitte, du wirst gleich sehen, ob ich nicht recht habe. Ich befand mich jetzt, ehe ich zu dir kam, wie du weißt, ein paar Tage in Wien. Ich saß mit dem Bruder von dem kleinen Ziesow von unserm Regiment beim Sacher, dem Restaurant hinter der Oper. Wir hatten die verschiedensten Mundarten gehört und Trachten gesehen, und das Wort Tschechen fiel dabei. Von den Tschechen kamen wir auf die Slawen im allgemeinen und Ziesow, ein Mensch von Wissen, setzte mir den Unterschied zwischen Rumänen, Serben und Bulgaren auseinander, die wir fälschlicherweise alle in einen Topf würlen. Da stand plötzlich am Nachbartisch ein Herr auf und bat Ziesow um ein paar Worte draußen unter vier Augen. Ziesow kehrte zurück mit der Frage:

„Wir haben doch keine beleidigende Äußerung über die Serben getan?“

Ich mußte lächeln:

„Wie kommen Sie darauf?“

Er meinte mit gedämpfter Stimme:

„Der Herr, der mich eben hinausbat, hat behauptet, wir hätten über die Serben geschimpft.“

Ich schüttelte den Kopf, aber uns war die Laune verdorben. Ziesow, nicht der Mann, vor irgend etwas zurückzuweichen, sagte dennoch leise, er wäre dafür, zu gehen. Da spielten mir meine Nerven einen Streich. Ein anderer hätte es für selbstverständlich erachtet, sich zu entfernen. Ich aber tüftelte mir aus, es würde feige sein, das Feld zu räumen. Wir tranken also noch eine Tasse Kaffee und sprachen von gleichgültigen Dingen. Die Herren am Nebentisch aber ließen sich einen Schnaps nach dem anderen geben, und plötzlich sagte der Herr, der sich vorhin an Ziesow gewandt, in einem nicht eben glücklich nachgemachten Berliner Ton:

„Kolossal schneidig!“

Die Worte waren so laut gewesen, daß der Zahlkellner, mit dem Ziesow eben abrechnete, sich umdrehte.

Ein anderer hätte solche Anrempelungen Betrunkener übersehen. Mir aber entfuhr ein unglückseliges Wort:

„Was kann man von Halbasiaten anderes erwarten!“

Dann ging ich mit Ziesow davon. Die vier Herren folgten uns. In der Kleiderablage kam es zu einem Wortwechsel. Die Serben behaupteten, ich hätte ihre Nation beleidigt. Sie gaben uns ihre Karten, und ich las auf der einen „Stojan Protitsch“. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auch ihnen unsere Karten zu überreichen. Ich nahm noch einen Bleistift und schrieb mit erkünstelter Ruhe das Hotel darauf. Dann gingen wir unserer Wege.

Ich konnte die Begegnung nicht vergessen. Ziesow dagegen behauptete, es würde nichts daraus werden, auch sei es sehr zweifelhaft, ob man sich mit Rüpelrn dieser Art zu schlagen hätte.

Am nächsten Morgen erschien im Hotel ein Herr, auf dessen Karte „S. D. Petrowitsch“ stand. Er behauptete, seine Landsleute wären von mir auf das schwerste beleidigt worden.

Ziesow stellte ihm vor, seine Landsleute wären zweifellos angetrunken gewesen. So würde es genügen, wenn ich erklärte, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, das serbische Volk zu beleidigen, und die Herren ihrerseits, daß sie die in schnarrendem Ton gesprochenen deutschen Worte bedauerten.

Herr Petrowitsch meinte, seine Landsleute würden gewiß bereit sein, ihre, wie er selbst fand, wenig geschmackvollen Zurufe zurückzunehmen. Aber die Beleidigung von meiner Seite bliebe.

Ziesow wollte ihm weiter zureden, doch das hätte ausgesehen, als beabsichtigte ich einer Begegnung mit den Waffen mich zu entziehen. Ich, gerade ich durfte so etwas nicht beiseite schieben. Glaubst du, daß ein Duell mir nicht nahe ginge? Ich fürchte mich nicht davor, daß mir einer dieser Kerls eine Kugel durch den Kopf schießt! Nein, die Angst beherrscht mich, ich könnte meine Selbstbeherrschung verlieren, und vielleicht vor dem Kommando schießen, oder dergleichen.

Und diese drohende Gefahr, die über mich hereinbrechen wird, ich weiß nicht wann — denn sie bricht herein, sie kommt bestimmt — das kann einen ja wahnsinnig machen!«

Seine Hand zitterte, während sie mit einem Falzbein auf dem Tische spielte.

Ich redete ihm zu, es läge doch keine Veranlassung vor, sich mit ein paar Madaubrüdern zu schlagen. Aber Fritz erklärte, davon sei keine Rede. Die Leute, Studenten an der Universität Wien, entstammten guten serbischen Familien. Schließlich bat er mich, sein Zeuge sein zu wollen.

Nun sahen wir einen der Briefe nach dem anderen durch, die Ziesow vor allem mit Herrn Petrowitsch gewechselt. Erlag Fritz nicht der ersten Kugel des Herrn Stojan Protitsch, so mußte er sich dem zweiten stellen, und ging er auch aus diesem Kampfe unverfehrt hervor, so trat der dritte ein und der vierte.

Darüber war ja kein Zweifel, daß die unselige Äußerung ‚Halbasiaten‘ für diese bildungsdurstigen Leute, die als Volleuropäer gelten wollten, eine Beleidigung bedeutete. Sie hatten — und darin konnte man doch nur den guten Volksteilen des jungen Balkanstaates beistimmen — die Ab-

sicht, sich von asiatischen Zuständen frei zu machen. Sie wollten Europäer sein, darum diese Empfindlichkeit.

So schien mir, man konnte der Sache nicht aus dem Wege gehen, und ich nahm die Vertrauensstellung, die mir der Freund zgedacht, an.

Ihn zu beruhigen gelang allerdings nicht. Er sagte, als wir uns an diesem Abend trennten:

»Tu mir bloß einen Gefallen und beschleunige die Angelegenheit. Nach unseren Begriffen muß so etwas binnen vierundzwanzig Stunden erledigt sein. Vierundzwanzig Stunden halten die Nerven am Ende durch. Aber nun sind drei Wochen vergangen, und wir sind noch zu keinem Ergebnis gekommen! — Ich bitte dich jetzt: reise nach Wien. Dort ist's geschehen, dort werden wir es auskämpfen. Beschleunige die Sache, mache die schärfsten Bedingungen aus, daß die Leute sehen, wie wir nicht mit uns spaßen lassen, und daß sie vor allen Dingen nicht glauben, daß ich Furcht hätte.«

* * *

Ich kannte Herrn von Ziesow von früher, wenn auch nicht näher, und fand in ihm, wie Fritz gesagt, einen ruhigen Menschen, der sich nicht einschüchtern ließ.

Wir wohnten bei Meißl und Schadn', und obgleich wir erst angekommen waren, die anderen sich jedoch in Wien befanden, so hatten die Serben doch die Artigkeit, uns zuerst aufzusuchen. Herrn Petrowitsch fand ich genau so, wie er mir beschrieben worden: modisch, in langem Gehrock mit mächtigem Schlips, perlgrauen Handschuhen und einem tadellosen hohen Hut. Er trug einen kleinen Backenbart und redete fließend Deutsch mit österreichischem Tonfall. Sein Begleiter, Herr Bogdanowitsch, bedeutend

jünger, entsprach weit mehr dem Bilde, das wir uns von einem Serben machen. Er hatte gelbe Hautfarbe, schlichtes, kurzgeschchnittenes schwarzes Haar und schwarze Augen. An beiden Händen waren seine Fingerspitzen von der unvermeidlichen Zigarette tiefgelb gefärbt.

Zigaretten wurden uns auch sofort angeboten, und aus früheren Verhandlungen schien Herr von Ziesow zu wissen, daß ein Frühstück nötig sei. Wir setzten es den Herren vor, dabei sagte Herr Petrowitsch mit lebenswürdigem Lächeln:

»Gestatten die Herren, bitte, daß wir erst einmal rein als Privatleute reden.«

Wir waren also jetzt Privatleute. Die Serben sprachen, während gefrühstückt wurde, von ihrem Vaterland. Ich erfuhr einiges über Sitten, Gebräuche, Bauern, Adel, Volk, Geistlichkeit, Landschaft: offensichtlich das Bestreben, uns zu zeigen, wie wir es mit einem uns gleichstehenden Kulturvolke zu tun hätten.

Herr Petrowitsch drückte sein Bedauern über die Angelegenheit aus, die uns hier zusammengeführt. Da konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen:

»Ich bin der Ansicht, daß die Beleidigung wirklich nicht so groß ist, daß es nötig wäre, ihr einen blutigen Ausgang zu geben.«

Doch ich stieß bei unseren lebenswürdigen Gegnern auf Widerspruch: eine Kränkung ihrer Nationalität könnten sie von keinem Menschen auf der Welt dulden.

Damit schien der Privatmann erledigt, und wir nahmen zu den Verhandlungen an einem anderen Tische Platz. Herr Petrowitsch sagte:

»Nachdem durch das Wort Halbasiaten, das der Herr Graf Morsum auf Herrn Stojan Protitsch angewendet hat,

eine tatsächliche Beleidigung vorliegt, hat Herr Protitsch mich und meinen Freund, Herrn Bogdanowitsch, beauftragt, eine Forderung auf Pistolen zu überbringen.«

Ich antwortete:

»Gestatten Sie, darauf aufmerksam zu machen, daß zuerst die Beleidigung festgestellt werden muß und daß sich die Wahl der Waffen erst im Laufe unserer Verhandlungen ergeben wird.«

Herr Petrowitsch — der jüngere Serbe überließ alles dem älteren — verneigte sich mit sauersüßem Lächeln:

»Gewiß. Aber nicht wahr, dem Beleidigten steht die Wahl der Waffen zu, und Herr Protitsch ist der Beleidigte.«

Ziesow entgegnete ruhig:

»Zugegeben.«

Wir suchten nun die Serben zu überzeugen, daß Herr Protitsch sich nichts vergebende, wenn er eine Erklärung annehme. Aber die Herren kehrten auf Umwegen über Schnäpse und Zigaretten immer wieder dahin zurück, es müsse geschossen werden.

Nachdem so ziemlich lange geredet worden, ohne daß wir von der Stelle gekommen wären, blieb uns nichts anderes übrig, als die Bedingungen vorzuschlagen. Die beiden Herren wollten durchaus die allerschwersten durchsetzen. Wir kämpften Zoll um Zoll, und unwillkürlich, während es uns gelang, dieses und jenes nach Hinundherreden von Stunden zu ermäßigen, stand mein armer Freund vor meiner Seele.

Der Abend war längst hereingebrochen. Der Kellner wurde nach Zigaretten wie nach einem Imbiß geschickt. Als er kam, sagte Herr Petrowitsch mit verbindlichem Lächeln:

»Wann's den Herren recht ist, sind wir wieder Privatleute.«

Obgleich wir beiden Deutschen es nicht für am Platze hielten, mit den Vertretern des Gegners nun auch noch ein Abendessen einzunehmen, so war dem doch nicht gut aus dem Wege zu gehen, und der Körper siegte nach siebenstündiger Verhandlung.

Unwillkürlich steckte die Redensart von den Privatleuten an. So sagte ich in der Essenspause:

»Meine Herren, wir sind jetzt Herr Petrowitsch, Herr von Ziesow, Herr Bogdanowitsch und ich. Mit Herrn Protitsch und Graf Morsum haben wir nichts zu tun. Ich nehme an, daß ich von der Angelegenheit durch einen Dritten gehört hätte. Da würde ich sagen: Die Sekundanten sind dafür verantwortlich, daß die Bedingungen im Verhältnis stehen zu der Schwere des Falles.«

Herr Petrowitsch antwortete:

»Gewiß! Ich habe nur das Bedenken, die Bedingungen, die Sie uns abgerungen haben, möchten nicht ganz im Verhältnis stehen zu der Schwere des Falles. Wir meinen, Beleidigung des Vaterlandes ist gleich Beleidigung durch Schlag.«

Als die Verhandlungen von neuem begannen, und Ziesow erklärte, die Entfernung dürfe unter keinen Umständen geringer sein als zwanzig Schritte, sprang Herr Petrowitsch auf:

»Meine Herren, ich überlege, ob ich nicht mein Mandat in die Hände des Herrn Protitsch zurücklegen muß. Ich meine schon, Herr Bogdanowitsch denkt wie ich.«

Der andere Serbe nickte. Ziesow sagte:

»Lut uns leid, aber wir müssen bei unsern Bedingungen bleiben.«

Herr Petrowitsch überstürzte seine Worte:

»Meine Herren, ich möcht' Sie schon darauf aufmerksam machen, daß Sie dadurch Ihrem Mandanten nichts können nützen. Ich muß Ihnen die Mitteilung machen . . .«

Er blickte Herrn Bogdanowitsch an und fuhr fort:

»Mein. Ich kann Ihnen das jetzt hier nicht sagen. Meine Herren, wir nehmen an.«

Ziesow sagte:

»Also gezogene Pistolen ohne Stecher, zwanzig Schritte, Schuß auf Kommando, dreimaliger Kugelwechsel.«

»Jawohl!«

Erstaunt über diese Wendung, vermutete ich einen Hintergedanken. Während nun Ziesow und Herr Bogdanowitsch das Protokollentwarfen, trat ich mit Herrn Petrowitsch ans Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Ich fühlte mich von dem Kampfe wie zerbrochen und sagte — denn wir waren ja jetzt wieder Privatleute, wie Herr Petrowitsch sich auszudrücken liebte:

»Ich bin froh, daß es vorüber ist . . .«

Der Serbe lächelte:

»Meinen S', ich nicht?«

»Warum sind Sie denn dann so hartnäckig gewesen?«

»Bitte, wir haben ja nachgegeben. Ich weiß nur nicht, ob wir dadurch die G'schichten nicht bloß verlängert haben.«

»Wieso?«

»Ja, nachdem es bei unserer schweren Fassung mit einem Kampfe ein Ende genommen hätte.«

»Wir wollen hoffen — und das muß ja doch jeder Christ und schließlich jeder Mensch —, daß die Sache glatt abläuft. Damit ist es dann erledigt.«

Herr Petrowitsch zog die Augenbrauen in die Höhe:

»Pardon, nur erledigt für Herrn Protitsch. Wenn bei dem Duell, das wir heut festgestellt haben, nichts heraus-

schaut, wird der Graf, der Reihe nach, von den drei anderen Herren gefordert werden.«

Da entfuhr es mir:

»Erlauben Sie, das ist ja der reine Mord!«

Herr Petrowitsch wollte entgegnen, aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen:

»Ich habe gesagt: Mord! Denn was Sie da sagen, ist nichts anderes als die planmäßige Abmachung, daß dieser Mensch nicht mehr am Leben bleiben darf!«

Herr Petrowitsch entgegnete:

»Ich finde das alles schauerlich! Deswegen sage ich nichts über den Mord. Ich habe Ihnen das nur erzählt, damit Sie wissen, wie die G'schichten liegt. Machen Sie keinen Gebrauch davon. Ich dürft's Ihnen ja eigentlich nicht sagen, denn Sie sind der gegnerische Sekundant. Aber schauen Sie: warum sagt er solche Sachen?«

Die beiden anderen waren mit ihrer Arbeit fertig, wir unterzeichneten und trennten uns, um uns in drei Tagen — bis dahin konnte Fritz in Wien sein — wieder zu treffen.

Als die Serben davongegangen waren, erzählte ich, was mir Herr Petrowitsch gesagt an Ziesow. Der rief:

»Das geht doch nicht! Das ist unmöglich! Das dürfen wir nicht dulden!«

Und wir wußten: war erst dieser Kampf vorüber, so würden wir jeden folgenden ablehnen.

Als wir zu Bette gingen, nachdem wir Fritz gedrahtet hatten, verfolgten mich Schreckgespenster bis in den Schlaf. Mir träumte, Herr Petrowitsch stünde mir gegenüber. Ich schoß ihn tot. Dann trat Herr Bogdanowitsch an seine Stelle. Ich schoß ihn in den Kopf. Dann war Herr Protitsch da, genau, wie ihn mir Fritz beschrieben, aber ich besaß

nicht die Kraft die Pistole zu heben. Der Serbe traf mich ins Herz.

Schweißgebadet fuhr ich in die Höhe. Mein Traum war so lebendig gewesen, daß ich meinte, die rauchende Pistole, die der andere hatte sinken lassen, noch vor mir zu sehen. Ich machte Licht und blickte mich verstört um. Ich lag in meinem Gasthofzimmer.

Friede war auf der Straße. Wien schlief.

* * *

Wir erwarteten Morsum am Bahnhof. Er sah übernächtigt aus und sagte:

»Ich kann auf der Reise nicht schlafen.«

Am anderen Morgen früh sechs Uhr sollte der Zweikampf in der Nähe der Freudenau zwischen Donau und Donaukanal stattfinden. Ich war dafür, zur Ablenkung den Abend in irgendein Theater zu gehen. Wir sahen eine Operette. Es war keine der besten; das Haus war nur ein Viertel voll, und das verstimmt unwillkürlich. Vor Schluß verließen wir das Theater. Ziesow, der offenbar gar nicht auf den Gedanken kam, unser Freund könne aufgeregt sein, meinte, es wäre das schlaueste, wir gingen zeitig zu Bett, um am anderen Morgen frisch zu sein. Auf der Treppe flüsterte Fritz mir zu:

»Bitte, komm doch noch ein bißchen auf mein Zimmer.«

Als wir uns allein befanden, sagte er:

»Ich kann nicht schlafen. Bitte, tu mir den Gefallen und bleibe noch bei mir.«

Ich versuchte ihm noch einmal zuzureden, zu schlafen, damit er am anderen Morgen Herr seiner Waffe sei.

Fritz blickte mich an:

»Das ist ganz gleich.«

»Wieso?«

»Nun, dieser Protitsch hat ja den ersten Schuß. Zum zweiten werde ich nicht kommen.«

»Ach, Unsinn!«

Er flüsterte, während seine Augen mich groß anstarrten:

»Ziesow hat mir gesagt, ich solle gut zielen, denn diese Gesellschaft hätte mir den Tod geschworen. Ich habe dir's doch gesagt, ich bin zum Tode verurteilt. Wenn's dem einen nicht glückt, wird's dem anderen glücken. An die Reihe komme ich doch. Wie ein Hirsch, der auf die Abschußliste gesetzt ist und abgeschossen wird, sei es heute, sei es morgen, sei es vom Oberförster, vom Förster oder vom Jagdherrn.«

Ich suchte ihn vergeblich zu beruhigen, er schüttelte nur den Kopf:

»Wenn's nur erst zu Ende wäre. Morgen benehme ich mich hoffentlich noch anständig, aber wenn die Marter noch einmal losgehen sollte und zum drittenmal und viertenmal — das hielte ich nicht aus.«

Es war schon spät, so wollte ich gehen, aber er packte mich bei beiden Händen:

»Ich bitte dich, laß mich nicht allein! Lege dich hier hin, bloß, daß ich nicht allein bin.«

Als ich zögerte, gestand er, um mich zu bewegen, da zu bleiben:

»Ich habe Angst allein im Zimmer.«

Ich zog meinen Rock aus, streckte mich auf das Sofa, hüllte mich in eine Decke, und sagte kurz: »Gute Nacht!«

Nun blinzelte ich ab und zu, ob ihm nicht doch etwa die Augen zugefallen wären. Aber ich sah ihn nur immer da-

sitzen, starr den Blick vor sich hin gerichtet. Ich zog meinen Rock wieder an:

»Früh, wenn du nicht schlafen kannst, will ich auch nicht schlafen. Komm, wir wollen uns unterhalten.«

Er blickte mit freundlicherem Ausdruck auf, und ich fing an, ihm alles mögliche vorzureden. Als mir nichts mehr einfiel, begann er zu erzählen. Seine Worte klangen wie das Bekenntnis eines Sterbenden. Er sprach ohne Schleier, ohne Scham, und alles, was er sagte, diente dazu, eines zu erhärten, zu erklären, zu entschuldigen: seine ‚Feigheit‘:

»Ich bin von Kindheit an furchtsam gewesen. Andere Kinder, die ein Gewehr geschenkt bekommen, freuen sich, zu schießen. Ich habe es nur zagend in die Hand genommen, und um keinen Preis der Welt wollte ich es abfeuern. Ich glaube, meine Erziehung war Schuld. Mir wurde bange gemacht vor dem schwarzen Mann. Zur Strafe wurde ich in die dunkle Stube gesperrt, und das Entsetzen, das mich da überkam, werde ich nie vergessen. Ich hatte einen Mitschüler, der jedem das Gruseln beibringen wollte. Man sollte um Mitternacht mit zwei brennenden Kerzen in einen einsamen Saal treten, wo sich ein Spiegel befand, in das Glas sehen, dreimal seinen eigenen Namen rufen und jedesmal laut lachen. Es hieß, dann erscheine im Spiegel eine fürchterliche Frage. Hinter dem Gymnasium befand sich ein Gartensaal mit in die Wand eingelassenen Spiegeln. Als nun der Anstifter behauptete: ‚Der Morsum tut’s nicht, der fürchtet sich viel zu sehr!‘ — meinte ich, ich müßte es tun.

Eine dunkle Nacht wurde abgewartet und ich trat um Mitternacht in den schweigenden Garten. Ich tastete mich

zum Eingang, und als ich mit den brennenden Lichtern den Saal durchschritt, war es mir, als tönte das Echo meiner Schritte wie unterdrücktes Lachen. Ich trat an den Spiegel und erblickte im Glase mein entsetztes Gesicht. Ich gewann es noch über mich und schrie dreimal meinen Namen und lachte dreimal. Als der letzte Klang verhallt war und ich mit übermenschlichem Grauen auf das Frazenspuckgesicht wartete, klang gellendes Lachen. Was dann geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Ich war ohnmächtig umgefallen.

Die Erklärung fand sich später. Einfach genug. Mitschüler hatten sich im Saale versteckt und die gellende Lache aufgeschlagen. Es war nur ein dummer Schülerwitz, aber er hätte einen vielleicht den Verstand kosten können.

Wenn man älter wird, pflegen solche jugendliche Überreizungen der Phantasie zu verschwinden. Ich habe immer unter der Furcht gelitten. Ich fürchtete mich, allein durch den Wald zu gehen. Mir war es, als müsse hinter jedem Baume einer stecken. Ich kann nicht allein schlafen im Hotel. Ich denke immer, es muß einer im Zimmer sein. Zu Haus bildete ich mir ein, es läge einer in meinem Bett. Das habe ich allmählich überwunden. Dafür ist immer stärker die Angst vor der Gefahr gewachsen. Ich habe vor morgen Angst. Mein Herz schlägt schneller, wenn ich nur daran denke.

Der Augenblick der Pistole gegenüber ist es nicht — mein Gott, einmal kann man ja nur sterben — aber der Gedanke, werde ich zittern? Werde ich frieren? Laß es kalt sein, dann friere ich. Aber wenn ich nun warm angezogen bin, oder wenn es nicht kalt ist, was habe ich für einen Grund zu zittern? Denke dir das verächtliche Gesicht des Serben,

wenn er sähe, daß ich zitterte und, wenn ich die Pistole höbe, der Lauf hin und her ginge! Denke dir, daß mich plötzlich die Angst so überkäme, daß ich, ehe ihr ein Kommando gegeben habt, schöße. Kannst du das mitfühlen? . . .«

Mir wurde es schwer, zu antworten, aber einen Trost mußte ich ihm doch geben, und ich sagte bestimmt:

»Das wird nicht geschehen, behalte mich im Auge und tue genau, was ich dir sage, dann läuft alles glatt ab.«

Die Stunden verstrichen. Mir fielen die Augen zu. Aus halber Duselei erwachend, hörte ich Frik flehentlich fragen:

»Bitte, sage mir nur eins: verachtest du mich?«

Ich reichte ihm die Hand:

»Wenn ich dich verachtete, glaubst du, daß ich dann dein Sekundant sein würde?«

Das beglückte ihn.

Es schlug vier. Wir hatten dem Pförtner gesagt, daß wir frühzeitig eine Wagenfahrt in die Umgebung Wiens unternehmen wollten. So war bereits um fünf Uhr der Fiaker bestellt.

Ich frühstückte und bat Frik, etwas zu sich zu nehmen. Doch vergebens suchte er einen Rissel hinunter zu würgen. Jetzt mußte Ziesow jeden Augenblick eintreten. Frik blickte sich ängstlich um:

»Sieht man es mir an?«

Er schaute verfallen aus und ich wollte ihm nicht noch Angst machen. Doch ehe ich antworten konnte, trat auch schon Ziesow ein. Er erzählte, er habe dummerweise nicht ans Frühstück gedacht. Dafür sich mit etwas anderem versehen, und er reichte Morsum ein Glas Kognak:

»Na, lieber Graf: Auf einen glücklichen Ausgang!«

Fritz streckte die Hand aus, aber Ziesow ließ das Gläschen zu zeitig los. Es fiel zu Boden und zerbrach.

Im Fiaker sausten wir durch die noch toten Straßen, am Karltheater vorüber, wo wir am Abend die Operette gesehen, dem Prater zu. Die wundervolle Baumreihe ging es hinunter. Am Lusthaus bogen wir links ab, dann kamen wir auf einem Feldweg in die Wiese hinaus. Am Nebel verriet sich die Nähe der Donau. Als wir auf dem Platz anlangten, der bestimmt worden war, erblickten wir noch keinen Menschen. Ziesow zog die Uhr:

»Ach, lieber zu früh als zu spät. Und bei diesen Halbasiaten — um Gottes willen, 's ist doch keiner in der Nähe! — wird's wohl nicht so furchtbar pünktlich sein. Dann wollen wir wenigstens das gute Beispiel geben.«

Aber unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn bis zur festgesetzten Zeit hatten wir noch zwanzig Minuten. Der Fiaker war scharf gefahren. Ich nahm Fritz unter den Arm und ging mit ihm auf und ab:

»Komm, wir wollen uns ein bißchen die Beine vertreten. 's ist doch höllisch kühl!«

Ziesow hatte sich ein Stück entfernt zur Reisetasche, in der die Pistolen lagen. Während dessen konnte ich mit Fritz allein reden:

»Weißt du, das waren alles nur Sputzgedanken der Nacht, was du mir da erzählt hast!«

Er reichte mir die Hand:

»Fühlst du, wie sie zittert?«

»Ja, die Kälte.«

»Es mag auch Kälte sein, aber es bleibt doch gleich peinlich!«

Ich zog die Uhr, da klagte er:

»Warum sind wir nur so früh gekommen!«

In diesem Augenblick schnappte Ziesows Reisetasche zu. Fritsch fuhr zusammen. Ziesow sah nach der Uhr:

»Noch fünf Minuten.«

Er blickte immer nach dem Zeiger und verkündete:

»Zwei!«

Fritsch schlug den höher stehenden Halmen mit dem Stocke die Köpfe ab.

»Drei!«

Ich hörte seinen Schlüsselbund klinkern. Er spielte mit der Uhrkette, bohrte in der Erde, knöpfte den Überzieher auf, um ihn wieder zuzuknöpfen.

»Zwei!«

Fritsch preßte meine Hand:

»Bitte, beschäftige Ziesow und laß mich jetzt allein.«

Ich ging zu Ziesow. Der nahm einen listigen Ausdruck an:

»Es wäre doch eigentlich famos, wenn die Kerls die Zeit versäumten. Wenn sie nicht kommen, fahren wir einfach fort. Aber dann soll die ganze Bande der Teufel holen. Mit solchen Leuten schießt man sich nicht.«

Er blickte nach der Uhr:

»So. Jetzt. Sie sind nicht da, also Kinder gehen wir.«

Und in unseres Freundes Zügen leuchtete es auf. Da hörten wir einen Wagen rollen.

Ich sah, wie Fritsch hinaus horchte, sah, wie der freudige Ausdruck schwand.

Einen Augenblick darauf traten eine Anzahl Herren aus dem Unterholz. Die Herren Petrowitsch und Bogdanowitsch erkannte ich. Die beiden anderen waren wohl der Arzt und Fritzens Gegner.

Wir grüßten gegenseitig. Darauf übernahm Ziesow einerseits und Herr Petrowitsch andererseits das Vorstellen.

Während der Arzt seine Tasche beiseite trug, hatte ich Gelegenheit, Frixens Gegner zu betrachten. Er war mittelgroß, untersezt, wohl vielleicht vierundzwanzig Jahre alt. Sein etwas aufgeschwemmtes Gesicht von gelblicher Farbe belebte irgendwelche Gemütsbewegung nicht. Auch Frix bewahrte Haltung.

Herr Petrowitsch war nach unseren Begriffen wieder zu liebenswürdig, und ich erwartete schon, er würde wieder etwas von Privatleuten sagen. Doch nicht er, sondern Ziesow sprach:

»Wir haben gewartet. Wir dachten schon, Sie kämen nicht!« Und Herr Petrowitsch krümmte sich vor Verlegenheit und Liebenswürdigkeit.

Wir einigten uns schnell über die Richtung, in der die Gegner stehen sollten, damit nicht vom Licht einer vor dem anderen einen Vorteil hätte. Dann achteten wir darauf, daß keiner gegen einen helleren Hintergrund ein gutes Ziel böte. Endlich gingen wir daran, die ‚Barriere‘ zu bestimmen, indem Herr Bogdanowitsch als einen Endpunkt sein Taschentuch auf den Boden legte. Dabei baten mich die Serben, ich möchte so liebenswürdig sein und das Abschreiten der zwanzig Schritte übernehmen. Ich kann sagen, daß ich sie zugunsten eines guten Ausganges festlegte.

Die Leitung boten wir Herrn Petrowitsch an, weitaus der älteste von uns. Er schien sehr geschmeichelt und schlug dafür vor, daß nicht ihre, sondern unsere Waffen genommen werden sollten. Ziesow holte seine Reisetasche. Die Pistolen wurden geladen.

Währenddessen trat drüben Herr Petrowitsch zu Herrn Protitsch, und ich begab mich auf die andere Seite, wo Frix allein stand. Ich flüsterte ihm zu:

»Du hältst dich tadellos. In ein paar Augenblicken ist's vorbei. So, nun fix. Überzieher, Rock und Weste ab.«

Als er in Hemdärmeln dastand, fragte ich:

»Hast du noch etwas in der Tasche?«

Er gab mir seine Börse, ein Messer und die Schlüssel.

»So. Und nun noch eins. Aber du mußt's auch tun — du weißt, der Serbe hat den ersten Schuß: also erwarte ihn mit der schmalen Seite. Du darfst ihm nicht die Brust bieten.«

Aber Fritz wehrte ab. Und ich führte ihn an seinen Platz.

Rock und Weste abgelegt, wie Fritz, stand der Serbe ihm gegenüber. Beiden Gegnern wurden die Pistolen überreicht.

Herr Petrowitsch erhob seine Stimme:

»Meine Herren, bitte, ich zähle bis drei. Auf drei hat Herr Protitsch den ersten Schuß. Binnen einer Minute muß er schießen, nachdem sonst der Herr Graf Morsum schießen darf. Herr Protitsch muß die Antwort des Herrn Grafen erwarten, wo er steht. Der Graf hat für seinen Schuß eine Minute Zeit, nachdem er sonst kein Recht mehr hat zu schießen.«

Dann fügte er noch hinzu, indem er sein Taschentuch zog:

»Ich hebe mein Sacktuch, zähle: eins — zwei — drei — und lass' es bei drei sinken. Darauf bitt' ich die Herren Gegner vorzugehen. Die Barriere darf nicht überschritten werden.«

Nun wandte er sich zu Herrn Bogdanowitsch einerseits, zu mir andererseits:

»Sind die Herren bereit?«

»Jawohl!«

Die Gegner standen einander gegenüber, der Arzt, wir Zeugen seitwärts in einer Reihe. Der kleine Herr Petrowitsch vor uns hob das Taschentuch.

Ich zitterte, Fritz möchte zu weit vorgehen, und konnte es nicht erwarten, bis endlich Herr Petrowitsch zählte:

»— Eins — zwei — drei.«

Dann fiel das Taschentuch. Herr Protitsch ging bis an die Barriere vor, Fritz ebenso. Dabei stellte er sich breit hin, als erwarte er gelassen sein Schicksal. Meine Warnung war in den Wind gesprochen.

Herr Protitsch hob die Pistole, legte an und zielte. Ich sehe noch heute vor mir das gelbliche, zusammengekniffene Gesicht mit dem geschlossenen Auge und der unbeweglich stehenden Hand.

Fritz hielt die Pistole gesenkt und blickte seinen Gegner starr an, die linke Faust geballt. Dieser Blick in die Mündung der Waffe des anderen war ein letztes Aufraffen der Nerven. Aber die Nerven hielten. Er zuckte nicht.

Da fiel der Schuß. Eine kleine Dampfwolke stieg.

Fritz blieb stehen. Schon frohlockte ich innerlich, als die Pistole ihm entglitt. Ich sprang zu. Auch Ziesow und der Arzt. Fritz fiel ohne Laut vornüber. Auf dem Gesicht blieb er im Grase liegen.

Wir drehten ihn um. Der Arzt untersuchte. Fritz schlug die Augen auf. Mir war's, als träfe mich sein Blick, nicht ängstlich, sondern stolz, als wollte er sagen: ‚Gott sei Dank— die Nerven haben gehalten!‘ Der Arzt blickte aus der knienden Stellung auf:

»Ich bin überflüssig.«

Der lebhafteste, kleine Herr Petrowitsch fing an zu jammern. Er war ganz außer sich. Fritzens Gegner wollte sich nähern, doch Ziesow stellte sich vor die Leiche und lüftete kühl den Hut:

»Bitte!«

Die Serben grüßten und zogen sich zurück.

Ich hatte geglaubt, es müsse ein Schuß ins Herz sein; aber die Kugel war in den Hals gedrungen und offenbar in der Wirbelsäule steckengeblieben.

Als ich neben dem toten Freunde die Hände faltete und innerlich nach Worten suchte, wie ich vor meinem Schöpfer diese Seele verantworten sollte, sagte ich mir:

»Ein Feigling war er nicht, denn er hat seine Nerven überwunden, wie unser alter Oberst es verlangt.«